

Beschreibung einer Hochzeit in New York

Autor(en): **Sarasin-Von der Mühl, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-111851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beschreibung einer Hochzeit in New York.

Von Frau A. Sarasin-Von der Mühl, Basel.

Die „Beschreibung“ gilt für ein eng begrenztes Gebiet. Alle Fremdenkolonien der Millionenstadt sind auszuschalten, denn sofern sie nicht amerikanisiert wurden, haben sie ihre eigenen Gebräuche beibehalten: ich erinnere nur an den Polterabend, der in jeder echt deutschen Sippe der Hochzeit voraufgeht, den echten New Yorkern aber als ein Unding erscheint. Ferner gilt alles unten Gesagte nur von den städtischen Kreisen und obern Gesellschaftsschichten. Auf dem Land bestehen andere, teilweise recht altertümliche Gebräuche: es ist z. B. über abgelegene ländliche Gegenden Neu England's in dieser Hinsicht in den Romanen und Novellen von Mary E. Wilkins viel Interessantes zu finden.

Je mehr nun in andern Gegenden der Union die gesellschaftlichen Formen von New York und Philadelphia als einzig richtig und tonangebend betrachtet und völlig mechanisch nachgemacht werden, umsomehr verbreiten sich diese Gebräuche, die vielfach englischen und holländischen Ursprungs sind, unter Menschen, denen sie sicher nur aus Snobismus gefallen. Verderblich wirken hier die Sonntagsbeilagen der grossen Zeitungen, die in jedes kleine Nest illustrierte und an Einzelheiten überreiche Schilderungen der geselligen Anlässe, namentlich der Hochzeiten, unter New Yorks „Vierhundert“ tragen. Führt nun in West Lobelia, oder wie das Dörfchen heissen mag, der Posthalter die Apothekerstochter heim, so kennt das Paar, namentlich die Braut, keinen höhern Ehrgeiz, als den, ihre Hochzeitsfeier möglichst ähnlich zu gestalten wie die von Miss Biddle aus Philadelphia mit Mr. Van Rensselaer aus New York. So entstehen tragikomische Karikaturen und verschwindet echter Volksbrauch.

In New York selbst hat sich seit wenigstens 40 Jahren eine typische Form für Hochzeiten gebildet, von der die Einzelnen je nach Geschmack und Originalitätsdrang abweichen, die sich aber in ihren grossen Linien so ziemlich gleichbleibt. Von der Verlobung kann das nicht gesagt werden: hier ist

alles dem Gutdünken der Beteiligten überlassen, von Formen kann kaum die Rede sein.

Die Verlobung ist durchaus Sache des jungen Paares, schon aus dem rein praktischen Grund, dass der junge Mann von zuhause nichts mitbekommt und sein Vater sich häufig höchstens soweit an den Beratungen beteiligt, dass er fragt, ob sein Sohn glaube, er könne eine Frau erhalten. Der normale Verlauf ist der, dass der junge Mann dem Mädchen persönlich seinen Antrag macht, dieses seine Antwort gibt, worauf man, manchmal erst nach einiger Zeit, die Eltern von dem „fait accompli“ in Kenntnis setzt. Ist die Sache so weit, dass man bald zu deklarieren gedenkt, so schenkt der Bräutigam seiner Erkorenen einen „Verlobungsring“; dieser trug bis vor kurzem immer einen einzelnen Diamant, sodass kein unverlobtes Mädchen sich je (z. B. von seinen Eltern) einen solchen hätte schenken lassen. Neuerdings lehnen sich einzelne gegen die Tyrannei des „diamond solitaire“ auf, doch bleibt er als typischer „engagement ring“ gebräuchlich. Das Ansagen der Verlobung geschieht auf allerlei Art. Wohl am häufigsten ist, dass das Brautpaar und die Eltern ihren nächsten Bekannten und Freunden schreiben: oft gibt die Braut ihren Freundinnen ein Frühstück und teilt ihnen bei Tisch die Neuigkeit mit. Nahestehende gratulieren, schicken auch kleine Geschenke. Bis vor wenigen Jahren war das beliebteste Verlobungsgeschenk der Freundinnen eine hübsche Tee- oder Schwarzkaffeetasse, sodass ein Mädchen, das viele Freundinnen hatte, seinen Haushalt mit Dutzenden verschiedener Tässchen beginnen konnte. Seither hat das etwas aufgehört, man schenkt beliebige Dinge, fast immer etwas Nützliches.

Das Paar sieht sich, so oft es angeht, völlig ungeniert, ohne jegliches Chaperonage, wie ja das in den amerikanischen Sitten gegeben ist. Werden die beiden zusammen in Gesellschaft geladen, so setzt die Hausfrau sie bei Tisch nicht nebeneinander, sondern sie werden als Ehrengäste neben Gastgeber und Gastgeberin plaziert.

Die Braut wählt unter ihren intimsten Freundinnen, wenn irgend möglich auch unter den Verwandten des Bräutigams ihre Brautjungfern (bridesmaids) aus; selten mehr als acht, eventuell nur eine, wenn die ganze Hochzeit im einfachsten Rahmen gehalten wird. Die beste Freundin heisst „maid of honor“; die entsprechenden Freunde des Bräutigams nennt

man „ushers“ und „best man“. Die Braut bestimmt die Toilette der Brautjungfern, die alle gleich gekleidet erscheinen, ausser der „maid of honor“, die gewöhnlich eine andere Farbe trägt. Es ist Usus, dass die Braut jeder Freundin ein kleines Schmuckstück schenkt, das diese dann an der Hochzeit trägt: Hutnadel, Anhänger, Broche. Der Bräutigam schenkt seinen Freunden Kravatte, Handschuhe und Kravattennadel, allen genau dasselbe; die Lieferanten haben zu diesem Zweck besondere hübsche Kartons mit dem Monogramm des Brautpaares versehen. (Es ist zu bemerken, dass, falls nicht, was ausnahmsweise vorkommt, die Trauung abends stattfindet, alle Herren Gehrock oder schwarze Jacke tragen.)

Drei bis vier Wochen vor der Hochzeit werden die Einladungen verschickt, und hier gibt es nun eine ganze Reihe von Varianten. Je nach Geschmack und Bequemlichkeit, je nach der Grösse des Hauses und des Bekanntenkreises kann man die Feier verschieden gestalten. Man kann die Hochzeit im intimsten Kreis im Hause der Braut abhalten und zur Trauung wie zum Fest nur die allernächsten bitten; oder man lädt nur die Familie zur Trauung und den weitem Kreis zum darauffolgenden Empfang. Ist die Hochzeit Mittags um 12 Uhr, so bittet man „alle Welt“ zur Kirche und ganz wenige Menschen zum Frühstück nachher. Bei weitem am üblichsten ist aber die Trauung um 3 oder 4 Uhr nachmittags, in der Kirche, mit darauffolgendem Empfang im Brauthaus; in diesem Falle ergehen die Einladungen zur kirchlichen Feier an alle diejenigen Bekannten, an die man in Basel „faire-parts“ schicken würde. Fernestehende haben diese mit einer Visitenkarte zu quittieren. Manchmal liegt der Einladung eine kleine Karte bei, die die künftige Wohnung des jungen Paares angibt; in diesem Falle ist es Usus, später dort Besuch zu machen. Verwandten, auch wenn sie in fernen Gegenden wohnen, und allen guten Bekannten, legt man aber bei der Hochzeitseinladung eine besondere Einladung zum Empfang bei, der unmittelbar nachher stattfindet. Vom Tage an, wo die Einladungen ergangen sind, schicken die Bekannten ihre Geschenke, und zwar ausnahmslos direkt vom Laden aus, nie durch Dienstboten. Von der Braut erwartet man, dass sie jedes Geschenk durch ein persönliches Billet verdanke. Die Wahl der Geschenke ist ziemlich ähnlich wie in Basel, mit dem Unterschied, dass mehr Schmuck geschenkt wird, namentlich von guten Bekannten der Braut

an diese. Auffallend ist für Nichtamerikaner, dass alles Silber etc. mit den Initialen des Namens der Braut, nicht mit dem Anfangsbuchstaben der beiden Familiennamen gezeichnet wird.

Acht Tage vor der Hochzeit soll die Braut, so will es die Etikette in ganz korrekten Familien, keine Einladungen mehr annehmen und möglichst wenig ausgehen. Sie mag in dieser Zeit noch ihren intimen Freundinnen ein Frühstück geben, und ihnen bei der Gelegenheit ihre Geschenke und ihre Aussteuer zeigen; der Bräutigam gibt für seine Freunde ein Nachtessen, „bachelor dinner“ genannt.

Am Vorabend der Hochzeit findet dann die sogenannte „Probe“ statt, wenn es dem Paar daran gelegen ist, dass alles tadellos klappt; der Pastor nimmt mit der ganzen Gesellschaft, Freundinnen und Freunden, sowie dem Brautpaar, die Zeremonie durch, damit in der Aufregung des Hochzeitstages jeder wisse, wo er zu stehen und wie er sich zu verhalten hat. Geschmacklos erscheint es, wenn diese „Probe“ in der Kirche mit Musik, genau wie am grossen Tag selbst, stattfindet; es kommt dies aber ziemlich häufig vor.

Der Hochzeitstag ist gekommen, die Stunde der Trauung naht. Der Bräutigam schickt dem Pfarrer einen Wagen; er selbst fährt mit seinem besten Freund zur Kirche und wartet in der Sakristei. Die Braut fährt mit ihrem Vater und trifft in der Vorhalle der Kirche mit allen Freundinnen zusammen; oder aber diese versammeln sich in der Sakristei und ziehen unter Vorantritt der „maid of honor“ (ist diese verheiratet, so heisst sie „matron of honor“) der Braut entgegen. Vorher haben sich die Gäste versammelt, und zwar nehmen die Verwandten und speziellen Bekannten des Bräutigams die rechte, die der Braut die linke Seite der Kirche ein. Die Hochzeitsfreunde haben den Gästen die Plätze anzuweisen, indem sie den Damen den Arm bieten und sie zu der ihnen bestimmten Bank führen. Der Organist fängt eine Viertelstunde vor Beginn der Feier zu spielen an. Im Augenblick, wo die Braut vor der Kirchentür vorfährt, tritt der Pfarrer, gefolgt vom Bräutigam und seinem „best man“ aus der Sakristei und wartet vor dem Altar. Am Arm ihres Vaters kommt die Braut herbei, dann die „maid of honor“ und die andern Freundinnen; der Vater nimmt in der vordersten Bank links Platz, das Brautpaar stellt sich vor den Pfarrer, indem die Braut ihr Bouquet und ihre Handschuhe der besten Freundin

zu halten gibt; diese hat auch das Amt, zu sehen, dass Schleier und Schleppe der Braut in Ordnung sind, und dass sie beim Umkehren nicht darüber stolpert. Die anderen Freundinnen und Freunde stellen sich im Halbkreis hinter dem Brautpaar auf. Folgt die Trauung, wobei meist die Liturgie des anglikanischen Gebetbuches verwendet wird. Es figurirt nur ein Ring, der der Braut an den Goldfinger der linken Hand gesteckt wird. Es ist Sache des „best man“, den Ring zu verwahren, bis der Moment zu seinem Gebrauch gekommen ist. Nach der Zeremonie formirt sich der richtige Brautzug: voran das Brautpaar, dann der beste Freund mit der besten Freundin und dann die andern auch paarweise; man fährt nun ins Brauthaus, wo „Gratulationscour“ stattfindet. Die Hochzeitsfreunde haben das Recht die Braut zu küssen, indem sie ihren Glückwunsch darbringen; überhaupt ist jetzt für die Jungmannschaft der Moment gekommen, da sie ihrem Witz die Zügel schiessen lassen kann. Ist der Empfang vorbei, so gehen Braut und Bräutigam sich umkleiden, und während dieser Zeit bereiten die Freunde und allfälligen jungen Verwandten allerlei Schabernack vor. Sie umbinden das Reisegepäck mit riesigen weissen Schleifen, befestigen alte Schuhe (die Glück bringen sollen) am Wagen, füllen Manteltaschen und Decken mit Reis. Kommt das Paar aus seinen Zimmern, so muss es förmlich Spiessruten laufen und flieht unter einem Hagel von Reiskörnern in seinen Wagen. Gewitzigte Paare, die nicht wünschen, dass jeder Bahnangestellte oder Hotelportier sofort ihren nagelneuen Zivilstand merke, fahren zuerst zum Fuhrhalter, wechseln dort den verätherischen Wagen und schütteln den Reis aus den Kleidern. Haben die Freunde erfahren können, wo sie die erste Nacht zubringen wollen, so kann das zu ebenso lästigen wie geschmacklosen Scherzen führen — ungezählte Telegramme werden eventuell nachgeschickt etc. Gewöhnlich aber kann das junge Paar beruhigt aufatmen, sobald es wirklich unterwegs ist, und sich ungestört seines Glückes freuen.

Im Brauthaus ist der Scherz auch zu Ende. Der Haufen zierlicher Schächtelchen mit Hochzeitskuchen, schwerem, schwarzem Fruchteuchen, allbekannt unter dem Namen „wedding-cake“ (verfeinerte Variante des klassischen basler B'haltis), der neben der innern Haustür auf einem Tische lag, sodass jeder Gast sich beim Hinausgehen bedienen konnte, hat stark

abgenommen. Freunde und Freundinnen bleiben noch eine zeitlang mit den Eltern des Paares zusammen, dann verabschieden sie sich.

Es sind noch einige Kleinigkeiten zu bemerken, die von anderwärtigen Gebräuchen abweichen. Der Bräutigam hat der Braut und den Freundinnen die Bouquets zu schenken; manchmal trägt die Erstere anstatt der Blumen ein weissgebundenes Gebetbuch; Sträuße sind aber ungleich häufiger. Die Kirche ist mit Blumen und Grün reich geschmückt, gewöhnlich so, dass die Blumen zur Farbe der Brautjungfer-toiletten stimmen, sehr oft auch weiss. Auch im Brauthaus ist oft ein grosses Palmenarrangement, unter dessen Schatten das Brautpaar zu stehen kommt, zu sehen, und die ganzen Räume sind möglichst einheitlich dekoriert. Oft wählt die Braut für all diese Zwecke eine Blumenart, z. B. Pfingstrosen, worauf dann die Zeitungsschreiber mit Wonne ihre Berichterstattung mit „A Peony Wedding“ betiteln.

Abergläubische Gebräuche sind nicht häufig in Verbindung mit Hochzeiten. Vielleicht bietet die Braut ihren Freundinnen einen Kuchen an, worin ein Fingerhut, ein Geldstück und ein Ring gebacken sind: die, welche den Fingerhut erwischt, ist zur alten Jungfer bestimmt. Das Geldstück deutet auf Reichtum, der Ring aber bezeichnet die nächste Braut. Manchmal wirft die Braut ihr Strumpfband von der Treppe herunter (Variante: ihren Blumenstrauss), und diejenige welche es auffängt, wird bald Hochzeit machen.

Über das Brautkleid besteht wohl allerlei Aberglauben, doch hört man gewöhnlich diese Dinge durch die Schneiderinnen, die häufig Nichtamerikanerinnen sind. Festzustehen scheint, dass man das Brautkleid nicht zu Hause vor der Hochzeit anziehen soll, sondern die Anproben bei der Schneiderin erledigen muss; das vorzeitige Anziehen des fertigen Brautkleides bringt Unglück.

Der Schleier wurde bis vor wenigen Jahren immer über dem Gesicht getragen, ausser wenn es ein alter Spitzenschleier aus Familienbesitz war. Zum Hinausgehen aus der Kirche nach der Trauung oder aber im Brauthaus zum Empfang wurde er dann zurückgeschlagen. Heutzutage trägt man in New York, wie anderwärts, beliebige Arrangements von Blumen und Tulle oder Spitzen.

In mehreren Gegenden Europa's ist es bekanntlich verpönt, dass eine Braut Schmuck trage; in New York dagegen trägt sie immer das Hochzeitsgeschenk des Bräutigams, sei es nun Perlenschnur, Armband oder sonstige Juwelen.

Dieses Schema einer Hochzeitsfeier wird nun je nach Umständen, Jahreszeit, Ort, Vermögensverhältnissen, ganz beliebig variiert. Es bietet Spielraum für viel Phantasie und Geschmack, und kann geradezu künstlerisch ausgebildet werden; aber es kann auch viel tolle Prunksucht, viel Eitelkeit und arge Geschmacklosigkeit beherbergen. Ich denke dabei nur an eine Braut, die ihre sämtlichen Freundinnen, 10 an der Zahl, von Kopf bis zu Fuss in Feuerrot steckte, und mit diesem karnevalmässigen Aufzug alles in Staunen und Schrecken versetzte!
